

ANDREAS PÜTTMANN · BONN

Die Kinder der Blumenkinder

Neuere Befunde über das Wertebewußtsein der jungen Deutschen

Die Frage nach dem weltanschaulichen, politischen und ethischen Profil der »Jugend von heute« ist aus mancherlei Gründen traditionell klišee- und affektbeladen. Da meint jeder mitreden zu können, und ein jeder ist tatsächlich betroffen: als ehemals selbst Jugendlicher, als Erzieher von Kindern, Schülern, Auszubildenden und Studenten, als Staatsbürger, der Indizien für die »Zukunftstauglichkeit« seines Volkes sucht. In die »Kompetenz der Betroffenheit« mischen sich einerseits althergebrachte Topoi, Verklärung der eigenen Jugendjahre, hier und da vielleicht auch uneingestandene Bitterkeit im Blick auf jene, die ihre Persönlichkeit und ihre Talente in einer Zeit vielfältigerer Möglichkeiten und geringerer Widerstände entfalten können; andererseits der Wunsch, auf der Seite der Jugend zu stehen, um irgendwie dabei zu bleiben, sich nicht vom Zug der Zeit abzukoppeln, um sich selbst und anderen Flexibilität, Lernfähigkeit, Fortschrittlichkeit, Toleranz zu beweisen, in der Hoffnung, daß »die Jugend« – vor allem die eigenen Kinder, die zukünftigen Mitglieder, Käufer, Wähler – es zu schätzen wisse und einem schon danken werde. So tummeln sich also Kulturpessimisten und Apologeten an Stammtischen und auf wissenschaftlichen Symposien, um Kaffeesatz und Datensatz zu lesen, und der Jugendforschung mangelt es nicht an Auftraggebern aus Wirtschaft, Politik und Medien. Dabei fällt auf: die Widersprüchlichkeit von negativen Zeitungsschlagzeilen und eher positiv interpretierten Befragungsbefunden in den meisten Jugendstudien sowie die Verwischung der alten Fronten zwischen jugendkritisch gestimmten Konservativen und erklärtermaßen jugendfreundlichen Progressiven.

Unterstellte man, daß Medienberichte die Realität abbilden, so müßte einem angst und bange werden: »Gewalt an den Schulen wächst. In Ber-

ANDREAS PÜTTMANN, Jahrgang 1964, studierte Politikwissenschaft, Geschichte und Staatsrecht in Bonn und Paris, Promotion 1993; von 1989–1991 war er Redakteur beim »Rheinischen Merkur«. Heute ist er Referent der Konrad-Adenauer-Stiftung in Sankt Augustin.

lin lernt jeder dritte Jugendliche bewaffnet« (*Die Welt*); »In Bremen ist jeder dritte Schüler bewaffnet. Sympathie für rechtsextreme Positionen verbreitet« (*Süddeutsche Zeitung*); »Schlachtfeld große Pause. Das Ausmaß des Bullying, des Terrors unter Schülern« (*Focus*); »Schule schwänzen in großem Stil. Vor allem an Hauptschulen boykottieren Schüler den Unterricht« (*Die Welt*); »Herbstkongreß der Kinderärzte: Auffällige Befunde nehmen drastisch zu« (*Rheinische Post*); »Aggressive Jugend: Für schöne Worte ist es jetzt zu spät« (*Rheinischer Merkur*); »Strafe muß manchmal sein. Kehrtwende der Pädagogen: Man müsse dem Tyrann Kind Grenzen setzen« (*Focus*), so lauten die Schlagzeilen von Zeitungen und Nachrichtenmagazinen. Auf der anderen Seite beschreiben Wissenschaftler die jungen Leute als »eher angepaßt und normal, ehrlich und tolerant, leistungsbereit, kreativ und risikofreudig«, rebellisch nur in Reaktion »auf gesellschaftlich ungelöste Konflikte«¹ – mit einem Wort: »Die Jugend ist besser als ihr Ruf«² und hat ganz recht, wenn sie meint: »Wir sind o. k.«³

1. Die große Generationskluft in Westdeutschland

Als Elisabeth Noelle-Neumann und Renate Köcher⁴ im Rahmen einer internationalen Wertestudie⁴ in zehn europäischen Staaten und den USA zu Beginn der 80er Jahre entdeckten, daß die Klufft in den Wertvorstellungen der Generationen in keinem Land so groß war wie in Deutschland, erfaßte die Krisenstimmung zunächst nur jene Kreise in Politik und Gesellschaft, die ohnehin schon von der Notwendigkeit einer »geistig-moralischen Wende« überzeugt waren. Der Anteil von 20 % der deutschen Jugendlichen, die in keinem der fünf Bereiche Religion, Politik, Moral, Umgang mit anderen Menschen, Sexualität Übereinstimmung mit ihren Eltern bekundeten, stieg weiter an bis auf 27 % im Jahre 1990 (Westdeutschland). In den USA kam eine solche Antwort nur von 10 %, in Europa von durchschnittlich 15 % der unter 30jährigen.⁵ Die geringste Übereinstimmung zwischen deutschen Jugendlichen und ihren Eltern zeigte sich im Bereich der Sexualität (9 %), die größte bei der Einstellung gegenüber anderen Menschen (46 %). Ein knappes Drittel bekundete »ähnliche Ansichten« in bezug auf Religion (33 %), Moralvorstellungen (32 %) und Politik (29 %). Zur näheren zeitlichen Bestimmung dieses exzeptionellen Generationenbruches konnten die Demoskopinnen auf den reichen Fundus des 1947 gegründeten Allensbacher Archivs zurückgreifen. So war zwischen 1967 und 1972 bei den unter 30jährigen die Zustimmung zu traditionellen Erziehungszielen wie »Höflichkeit und gutes Benehmen« von 81 % auf 50 % gefallen; die Kin-

der dazu anzuhalten, »ihre Arbeit ordentlich und gewissenhaft zu tun«, befürworteten 1967 noch 71 %, fünf Jahre später nur noch 52 %. Die Einstellung: »Ich betrachte mein Leben als eine Aufgabe, für die ich da bin und für die ich alle Kräfte einsetze. Ich möchte in meinem Leben etwas leisten, auch wenn das oft schwer und mühsam ist«, sank in der Gesamtbevölkerung zwischen 1964 und 1973 drastisch von 60 auf 48 % (1992: 42 %), während die Gegenposition: »Ich möchte mein Leben genießen und mich nicht mehr abmühen als nötig. Man lebt schließlich nur einmal, und die Hauptsache ist doch, daß man etwas von seinem Leben hat«, von 29 % auf 35 % (1992: 37 %) zunahm.

Mit der Distanzierung von den Wertvorstellungen der Elterngeneration entsprach die 68er-Studentengeneration der Überzeugung Theodor Adornos und seiner *Frankfurter Schule*, daß die Tradierung solcher Werte und »Sekundärtugenden« in Deutschland unterbrochen werden müsse, um eine Wiederkehr des »Faschismus« unmöglich zu machen. Elterliche Erziehung – soweit dieser Begriff überhaupt noch akzeptabel erschien – sollte die Kinder fortan nur noch zur »Selbstbestimmung« und »Kritikfähigkeit« anleiten. Ansonsten galt der schulbuchfähige Vers: »Wenn die Eltern um die Ecke glotzen, mußt du ihnen in die Fresse rotzen.« An die Stelle von tradierter Weltanschauung und Wertorientierung sollte die Vermittlung wissenschaftlichen und soziotechnischen Know-hows treten. Der elterliche Prägewille erlosch in der Devise: »Mein Kind soll später selbst entscheiden.« Mitte der 80er Jahre konstatierten Gerhard Schmidtchen und Lothar Roos in einer Untersuchung über Moralbilder und Wertkonflikte junger Menschen⁶: »Über die Hälfte der Eltern haben als Erzieher normativ abgedankt.«⁷ Und weitere zehn Jahre später zählte Elisabeth Noelle-Neumann zu ihren »traurigsten Umfrageergebnissen (...) die Antworten der Eltern auf die Frage, worin sie ihre Kinder beeinflussen wollen. Unter zwanzig Vorgaben standen Äußerlichkeiten wie Tischmanieren und Sauberkeit ganz oben. Am wenigsten wollten die Eltern ihre Kinder beeinflussen in ihrem Glauben, in dem, was sie lesen und in ihren politischen Überzeugungen – also, knapp gesagt, in ihren Werten.«⁸

Neben dieser Ursache im Einstellungsbereich dürfte der Traditionsbruch allerdings auch soziologisch durch die Ablösung der Drei-Generationen-Familie unter einem Dach (heute noch 1,2 % aller Haushalte) durch die Zwei-Generationen-Familie bei Berufstätigkeit der Eltern erleichtert worden sein. Die These, daß die Diskreditierung durch Pervertierung von traditionellen Werten und Tugenden im Nationalsozialismus die eigentliche Ursache für die Tradierungskrise darstelle, läßt sich insofern nicht mehr halten, als der Befund in Ostdeutschland in einer nachgeholtten Umfrage zur internationalen Wertestudie 1992 ganz anders

ausfiel: Die Übereinstimmung mit den Eltern lag hier in allen fünf Einstellungsbereichen über den Westdeutschen Werten, und zwar um 2 bis 12 Prozent. Nur jeder sechste fand »in keinem Bereich« ähnliche Ansichten wie seine Eltern, womit die ostdeutschen Jugendlichen genau im europäischen Durchschnitt, aber 10% unter dem westdeutschen Wert lagen. Die mit deutscher Konsequenz und Vehemenz vollzogene Kulturrevolution im Westen mußte demnach entscheidender für den »Wertewandel« gewesen sein als die gemeinsame Vergangenheit der Deutschen.

2. Gewalt von rechts – Besinnung bei den Linken

In eine neue Phase trat die Wertedebatte, als »Ausländerhaß mit Volksfestcharakter« (*Die Welt*) weltweit für Schlagzeilen sorgte und in Deutschland – meist durch Jugendliche – hunderte von Ausländerwohnheimen angezündet wurden. Nun, wo die Gewalt erstmals in nennenswertem Ausmaß von rechts kam, schreckte auch das linksliberale Establishment auf, das die ökopazifistisch motivierte Gewalt und die Gewaltexzesse der Autonomen noch relativ nachsichtig betrachtet hatte, zumindest nicht übermäßig beunruhigt darüber erschienen war. Nun aber erklangen gerade aus dieser Richtung Rufe nach staatlicher »Repression«, und eine neue Nachdenklichkeit über die Ursachen breitete sich aus. »Warum morden wir? Was macht den Menschen zum Unmensch?«, fragte etwa Erich Böhme seine Sat 1-Talkrunde, wobei Verhaltensforscher, Psychotherapeuten und Sozialpädagogen einen ziemlich ratlosen Eindruck hinterließen. Im Landtag von Nordrhein-Westfalen gründeten Abgeordnete aus allen Fraktionen eine parteiübergreifende »Werteinitiative 93«, mit dem Ziel, »Werte und Bindungen nicht als Angebot eines Supermarktes zu begreifen, sondern sie in einem mühseligen Prozeß immer wieder gemeinsam zu definieren, zu akzeptieren und sie uns anzueignen«. ⁹ Zuvor hatte die Grünen-Abgeordnete Beate Scheffler im Landtag im Rückblick auf die Erziehungsreformziele der 68er gefragt, wie es kommen konnte, daß »statt der mündigen, sozial und ökologisch engagierten, politisch hoch motivierten Jugend unsere Erziehung eine Spezies hervorgebracht hat, die zum überwiegenden Teil egozentrisch, konsumorientiert und, im schlimmsten Fall, sogar gewalttätig und fremdenfeindlich ist«. ¹⁰ Der familiäre Hintergrund eines der Mörder von Solingen schien ihr Recht zu geben, als die staunende Öffentlichkeit erfuhr: Der Vater ist Mitglied der pazifistischen »Ärzte gegen den Atomkrieg«, die Mutter bekämpfte mit der Ökologiebewegung Kernkraftwerke, beide sind überzeugte Linke, Ostermarschierer und selbstverständlich »Antifaschisten« – der Sohn aber zündet Ausländer an. ¹¹

Der spöttische Spruch: »Wir sind die, vor denen uns unsere Eltern immer gewarnt haben«, hatte die rebellische Kindergeneration von einst in ihren eigenen Früchten auf ungeahnte Weise eingeholt.

Sorgenvoll erklärte auch der SPD-Fraktionsvorsitzende Hans-Ulrich Klose im Deutschen Bundestag: »Mich beschäftigt schon seit längerem die Frage, ob wir nicht, im Zuge der insgesamt erfolgreichen Bildungsreform, allzu konsequent vom Erziehungsgedanken Abschied genommen haben. Ist nicht Erziehung zu Anstand und Toleranz, zur Achtung vor den Mitmenschen und zu wechselseitiger Rücksichtnahme doch von zentraler Bedeutung, genauso wichtig wie die Selbstfindung und -entwicklung des einzelnen Menschen? Sind nicht einige der Sekundärtugenden, wie Höflichkeit und Fairplay, doch primäre Werte für das friedliche Zusammenleben unserer Gesellschaft?« Joschka Fischer fand in seiner Programmschrift »Die Linke nach dem Sozialismus«¹² zu der uralten Einsicht zurück: »Eine Ethik, die sich nicht auf die tiefer reichende, normative Kraft einer verbindlichen Religion (...) stützen kann, wird es schwer haben, sich in der Gesellschaft durchzusetzen und von Dauer zu sein. (...) Das offene Glaubensproblem der Moderne wird sich nicht durch eine handlungsorientierte Verantwortungsethik auflösen lassen, wie sie Hans Jonas versucht hat, denn ihre gesellschaftliche Wirkung könnte sie erst auf dem Hintergrund neuer und akzeptierter religiöser Tabus und davon abgeleiteter Normierungen entfalten. Eine Verantwortungsethik ohne religiöse Fundierung scheint (...) in der Moderne einfach nicht zu funktionieren.«

Gleichzeitig zeigten sich in Umfragen 70% der Bevölkerung beunruhigt darüber, »daß das Gefühl für Recht und Unrecht in unserem Land zurückgeht« und »daß die Menschen immer schneller bereit sind, Gewalt anzuwenden«. Eine Zweidrittel-Mehrheit äußerte sich überzeugt, »daß wir eine moralische Wende brauchen«, und 49% stimmten der Ansicht zu, »daß die traditionellen christlichen Werte wieder wichtiger werden müssen«.¹³

3. Mißtrauen gegen die Kirchen und Rückgang der religiösen Praxis

Wenn die Jugend für die Zukunft einer Gesellschaft steht, muß die Prognose in dieser Hinsicht allerdings negativ ausfallen. Die christliche Religiosität ist nämlich der einzige Wert, der eindeutig »einen über die Generationensukzession vermittelten Bedeutungsverlust«¹⁴ erlitten hat. Die internationale Wertestudie zeigte schon 1990, daß mit der Kirchlichkeit auch die Religiosität in Deutschland auf ein weit unterdurchschnittliches Niveau gesunken ist. Bei der Frage der subjektiv empfundenen »Wich-

tigkeit« von Religion in ihrem Leben und der Aussage: »Es gibt einen persönlichen Gott«, landeten die Westdeutschen hinter Irland, Italien, Portugal, Spanien, Belgien, Großbritannien, Frankreich und den Niederlanden auf dem letzten Platz der befragten Nationen.¹⁵ Wenig später zeigten Umfragen in den Völkern Mittel- und Osteuropas, »daß in keinem kommunistischen Land die Kampagne gegen Kirche und christliche Religion so erfolgreich verlief wie in der ehemaligen DDR«.¹⁶ Derzeit gehören in den neuen Bundesländern nur noch 16 % der Jugendlichen (14–27jährige) der evangelischen und 4 % der katholischen Kirche an (Westdeutschland: 43 % bzw. 46 %). Der Anteil der konfessionslosen jungen Ostdeutschen liegt mit 79 % deutlich über dem der Gesamtbevölkerung (68 %). Während die Mehrheit der jungen Westdeutschen noch oft (12 %) oder »ab und zu« (44 %) zur Kirche geht, sind es unter den jungen Ostdeutschen nur noch 4 % (»oft«) bzw. 11 % (»ab und zu«).¹⁷ Bei formeller Mitgliedschaft in einer der beiden Kirchen liegt die Kirchgangshäufigkeit in den neuen Bundesländern höher. Dort wirken auch 5 % aktiv in ihrer Kirche mit (Kernmitglieder), im Westen nur 3 %. Wenn man also in Ostdeutschland »die Norm der Antikirchlichkeit überwunden hat und Mitglied in einer der christlichen Glaubensgemeinschaften geworden ist, so ist eine stärkere Integration in die Kirche der Fall«.¹⁸

Apropos Antikirchlichkeit: Nach der IBM-Studie von 1995 ist die Zahl der dezidierten Kirchengegner (»Ich lehne sie ab«) mit 15 % erstmals größer als die Zahl der engagierten Christen, die »eine positive Meinung (und bin selbst aktiv)« über die Kirche äußern. Jeder zweite Jugendliche zwischen 14 und 24 Jahren bekundet eine »neutrale« Haltung gegenüber den Kirchen, und 22 % erklären sich als »selbst nicht aktiv, halte ihre Arbeit aber für gut und wertvoll«. Insgesamt wäre demnach nur noch ein Drittel der jungen Deutschen der Kirche positiv gesonnen. Dem entspricht spiegelbildlich der Infas-Befund für die Herrhausen-Gesellschaft, wonach die Kirchen die Negativliste jener Institutionen anführen, denen Jugendliche mißtrauen. »Gar kein Vertrauen« haben zu den Gewerkschaften 21 %, zu den Banken 23 %, zu den Medien 27 %, zu den Politikern 30 % und zu den Kirchen 45 %!

Wer glaubt, in diesen Zahlen spiegele sich nur ein Affekt gegen die »Amtskirche«, sieht sich durch die Befunde zur individuell gepflegten religiösen Praxis und zur subjektiven Religiosität eines Besseren belehrt. Nur jeder vierte Westdeutsche und jeder zehnte Ostdeutsche unter 30 Jahren betet »oft« oder »manchmal«.¹⁹ Die Zahl der jungen Deutschen, die an Gott glauben, unterbietet in West (44 %) und Ost (14 %) die Zahl der Kirchenmitglieder und im Westen sogar die der zumindest gelegentlichen Kirchgänger, wenn man den IPOS-Zahlen folgt. Nach einer Em-

nid-Umfrage für den *Spiegel* (19. September 1994) liegt der Glaube »an einen Gott« mit gesamtdeutschen 54 % etwas höher, allerdings wurde hier nicht die Alternative »an eine überirdische Macht« angeboten, die bei IPOS weitere 38 % (West) bzw. 22 % (Ost) der Antworten auf sich zieht, so daß nur 17 % (West) und 64 % (Ost) als erklärte Nichtgläubige zu bezeichnen sind. Zu dieser Gruppe gehören übrigens auch 13 % der jungen westdeutschen Katholiken und 17 % der Protestanten (Ost: 16 % bzw. 20 %): ein beträchtlicher Prozentsatz »getaufter Heiden« (Johannes-Joachim Degenhardt).

Übrigens erklären sich im Westen die männlichen Befragten mit 41 % deutlich weniger für gottesgläubig als die weiblichen (48 %), während der Anteil im Osten ziemlich ausgeglichen ist (12 % zu 15 %). Junge Frauen lehnen die Kirchen auch seltener ab (12 %) als Männer (19 %) und sind häufiger kirchlich engagiert (12 % zu 8 %).²⁰ Für eine angeblich »frauenfeindliche« Institution ein überraschender Befund. Die Tatsache, daß formal höher Gebildete im Osten wesentlich häufiger »an Gott glauben« als Hauptschüler, daß aber im Westen genau umgekehrte Verhältnisse ermittelt wurden, überrascht.²¹ Liegt es daran, daß ein höheres Reflexionsniveau die Entscheidung gegen die jeweils bestehende Norm bzw. vorherrschende Denkweise erleichtert? Oder wird unter den höher Gebildeten in Ostdeutschland die Erfahrung mit zwei antichristlichen Diktaturen stärker reflektiert und transzendiert? Die materialistische Doktrin scheint jedenfalls allmählich zu verblassen. Die jüngsten Jahrgänge (13–16jährige) der Befragten glauben mit 32 % eher an ein Leben nach dem Tode als die 25–29jährigen (11 %).²² Den geringsten Anteil an Kirchenmitgliedern weist – übrigens auch in den westlichen Bundesländern – die Generation der jetzt 30–45jährigen auf. Und dies dürfte nur teilweise dadurch zu erklären sein, »daß die in der Adoleszenz ansozialisierte Kirchenbindung im Laufe der Postadoleszenz oft individuell aufgelöst wird«. ²³

An eine Trendwende für die Kirchen glaubt die große Mehrheit der jungen Deutschen jedoch nicht: Daß die Bedeutung der Religionsgemeinschaften zunehmen werde, vermutete in den neuen Bundesländern 1990 noch jeder zweite, heute noch jeder sechste; in den alten Bundesländern stieg diese Meinung allerdings im selben Zeitraum von 9 auf 17 % an. Die Gegenmeinung (»wird abnehmen«) verstärkte sich im Osten von 12 % auf 32 %, im Westen blieb sie bei 46 % konstant. Die Hälfte der Ostdeutschen und ein Drittel der Westdeutschen glauben, es werde mit der Bedeutung der Kirchen »bleiben wie bisher«. ²⁴ Daß die Sekten in Zukunft mehr Bedeutung als die etablierten Kirchen erlangen werden, erwarten 41 %. 57 % meinen, Sekten seien »was für Spinner«, und nur 1 % ist dort Mitglied. Allerdings spricht sich ein Drittel dagegen

aus, Sekten »pauschal (zu) verurteilen: »Sie bieten vielen Menschen etwas, was die Kirchen nicht mehr bieten.«

Insgesamt deuten die Befunde »auf einen engen Zusammenhang zwischen Kirchlichkeit und subjektiv empfundener Religiosität hin«. ²⁵ Die von Kirchenkritikern immer wieder gepflegte Unterscheidung von christlicher Religiosität und Kirchenbindung erweist sich in der empirischen Überprüfung als krasses »Minderheitenphänomen«. ²⁶

Der Gesamtbefund einer auf etwa ein Drittel der jungen Generation geschrumpften Christengemeinde gewinnt Brisanz dadurch, daß sich die individuelle Wertigkeit des Glaubens im Vergleich zu anderen Wertüberzeugungen nicht im Lebenszyklus quasi natürlich regeneriert. Hier gilt eher das Sprichwort: »Was Hänschen nicht gelernt hat, lernt Hans nimmermehr.« Es sei denn, die kirchliche »Restgemeinde« entfaltet missionarische Kraft. Doch das Gegenteil trifft zu. Die Bereitschaft, auch die Fähigkeit, sich mit den eigenen Überzeugungen zu exponieren, sinkt. Untersuchungen zeigen, daß es religiöse Schüler unter religiös desinteressierten Gleichaltrigen vermeiden, ihre Glaubensüberzeugungen auszusprechen. »Zwar sind 42 % der gesamten Bevölkerung in den letzten Jahren von jemandem offensiv und werbend auf das Thema »Glauben und Kirche« angesprochen worden. In fast drei Viertel der Fälle waren es jedoch Zeugen Jehovas, nur bei einer verschwindenden Minderheit Katholiken und Protestanten, die engagiert für ihren Glauben warben.« ²⁷ Ohne eine Befreiung aus der »Schweigespирale« ²⁸ werden die Kindeskin der der »Blumenkinder« die ehemaligen Volkskirchen nur noch als eine Sekte mit großer Vergangenheit wahrnehmen können.

4. *Mit der Entchristianisierung wachsen Permissivität und Hedonismus*

Die gesellschaftlichen Konsequenzen der Entchristianisierung werden im Sinne von Joschka Fischer und Papst Johannes Paul II. (vgl. *Centesimus annus* 44,2) durchaus gravierend sein. Die empirisch nachweislichen Zusammenhänge von Konfession, Kirchennähe und Bürgerethos sind an anderer Stelle ausführlich dargelegt worden. ²⁹ Summarisch sei hier nur darauf hingewiesen, daß die Neigung von Jugendlichen und jungen Erwachsenen zum individuellen und organisierten Regelverstoß, zu Betrugsdelikten und Gewaltanwendung, zum Mißtrauen gegen Institutionen und ganz allgemein gegenüber Mitmenschen, zur Verachtung von Politikern und Sympathie für radikale Parteien sowie zur Weigerung, unsere Gesellschaftsordnung zu verteidigen, mit der Entfernung von der Kirche zunimmt. Zwischenmenschliche Grundsätze und soziale Tugen-

den wie »immer die Wahrheit sagen«, »bescheiden sein«, »höflich zu anderen sein«, »Dankbarkeit zeigen«, »auch mal verzichten können«, »anderen vergeben« sowie »einer großen Sache dienen« finden bei kirchennahen Jugendlichen um durchschnittlich 16 Prozentpunkte mehr Zustimmung als bei gleichaltrigen ohne Kirchenbindung.³⁰ Die Überzeugung, das Leben sei »eine Aufgabe, für die sich der Einsatz aller Kräfte lohnt, auch wenn das oft schwer und mühsam ist«, fand 1987 bei der Mehrheit der Gläubigen (40–50%), aber nur bei einer Minderheit von 20% der Nichtgläubigen Zustimmung; »das Leben genießen und sich nicht mehr abmühen als nötig« ist dagegen die Option einer absoluten Mehrheit der Nichtgläubigen (57%) und nur eines Viertels der gläubigen Christen.³¹ Die anspruchsvolle Maxime: »Ich will nicht fragen: Was tut der Staat für mich, sondern: Was tue ich für den Staat«, wird immerhin von 30% der unter 40jährigen kirchennahen Katholiken (Protestanten: 22%) befürwortet, aber nur von 15% der Konfessionslosen.³² Wenn diese Einstellungen sich auch nur teilweise in tatsächlichen Verhaltensweisen niederschlagen, so erweisen die Kirchen – ganz abgesehen von der organisierten Caritas – Staat und Gesellschaft einen Dienst, der gar nicht hoch genug geschätzt werden kann.

Wie sehr unser Gemeinwesen solcher Einstellungen bedarf, zeigen auch einzelne Befunde der neueren Jugendstudien. Die Meinung, es gehöre »unbedingt zur Demokratie, daß alle die Gesetze achten«, wird nicht einmal mehr von jedem zweiten unter 30jährigen Deutschen geteilt, die Permissivität gegenüber den diversen Formen der Alltagskriminalität vom Schwarzfahren bis zum Versicherungsbetrug nimmt zu. Die Bereitschaft junger Journalisten (18–34jährige), sich illegaler Praktiken der Recherche zu bedienen, liegt um 20–30% (!) höher als bei ihren älteren Kollegen (über 45jährige).³³ Die Neigung zu illegalen Protestmethoden ist seit 1984 (im Westen) deutlich gestiegen.³⁴ 13% der Jugendlichen unter 25 Jahren glauben, »daß es in jeder demokratischen Gesellschaft bestimmte Konflikte gibt, die mit Gewalt ausgetragen werden müssen«. ³⁵ Für 27% im Westen und 21% im Osten rechtfertigt auch schon »Frustration oder Aggression« die individuelle Anwendung von Gewalt.³⁶ Ganz generell hat sich die Bandbreite des Zulässigen erheblich erweitert. »Die Scheu vor der vorbehaltlosen, nicht stets die Ausnahme einbeziehenden Anerkennung von Normen wird zunehmend das hervorsteckende Charakteristikum der modernen Moral.«³⁷ Der »Abschied vom Prinzipiellen« (Odo Marquard) geht mit einer Art »situativer Ethik« einher, nach der alles von den »gegebenen Umständen« abhängt und nichts als unbedingtes Gebot und Verbot immer und überall gilt. Weniger als ein Fünftel der Jugendlichen anerkennen noch »klare Maßstäbe für gut und böse«.

5. *Ästhetische und psychologische Leitbilder:*
Hauptsache »cool«

Die Ethik wird vom Interesse verdrängt – entsprechend den Denkschemata von Marxismus-Leninismus und Kapitalismus. Die Engagementform der »Selbsthilfegruppen« – vereint durch gemeinsame Interessen – löst die uneigennützigte Hilfe für die »ganz anderen« ab. Auch »was der Staat macht, interessiert mich nur, wenn es mich betrifft« (37 %) oder »ist mir egal« (9 %).³⁸ An die Stelle von Gemeinwohl ist »mein Wohl« getreten. Auf die Frage: »Warum sind Sie auf der Welt?«, optiert die absolute Mehrheit (53 %) der unter 30jährigen für die hedonistische Antwort: »Ich möchte das Leben genießen.« »Ich bin auf der Welt, um etwas Gutes zu tun«, meint nur jeder Neunte.³⁹ Entsprechend schätzen sich auch nur noch 8 % der Jugendlichen zwischen 14 und 24 Jahren als »gesellschaftlich/sozial stark engagiert« ein.⁴⁰ Die ethisch-sozialen Leitbilder weichen den ästhetischen und psychologischen. Akzeptiert wird, was und wer sich schlüssig, rollen- und reaktionssicher, nervenstark, locker und kühl – eben »cool« – darzustellen versteht. Sich am Leben und Werk großer Persönlichkeiten zu orientieren und ihnen nachzustreben, gilt der großen Mehrheit der Jugendlichen als eine altmodische Idee. 69 % haben kein Vorbilder; Shooting-Stars können kurz zum Idol erkoren werden, aber schon morgen wieder in der Versenkung verschwinden. Der »Looser« darf nicht auf Anhänglichkeit hoffen. Ebenso flüchtig und unverbindlich erscheint die jugendliche »Gesellschaftsordnung« der 90er Jahre: verschiedene »Szenen« fungieren als soziale Netzwerke, bleiben aber unverbindlich; man kann sie wechseln wie ein Hemd. Der Unverbindlichkeit einer individualistischen Jugendkultur entspricht auch die Verweigerung des dauerhaften Gestaltungsengagements zugunsten eines spontanen Verhinderungsengagements. Aktive, kontinuierliche Mitarbeit in Parteien bzw. politischen Gruppierungen oder gar die Übernahme eines politischen Amtes spielen im potentiellen Verhaltensrepertoire nur eine geringe Rolle: Die erklärte Bereitschaft liegt bei 20 %, die tatsächliche Mitwirkung bei 2–3 %.⁴¹ Aber auch der von 43 % der jungen Deutschen geäußerten Bereitschaft, in einer Bürgerinitiative mitzuarbeiten, steht ein tatsächliches Engagement von nur 6 % gegenüber. Die partizipatorische Illusion der 68er ist damit ad absurdum geführt.

Erfolgreicher waren sie dagegen mit ihrer teilweise zur Entlarvungsmanie gesteigerten Hermeneutik der Verdächtigung gegenüber den staatlichen Institutionen. Der kontinuierliche Vertrauensschwund in der Gesamtbevölkerung ist auf stark unterdurchschnittliche Werte bei den 18–49jährigen zurückzuführen; dabei nimmt mit steigender formaler

Bildung das Vertrauen in die verfassungsmäßig legitimierten Institutionen ab.⁴² Die Verweigerung einer investiven oder zumindest affirmativen Einstellung gegenüber den Einrichtungen des Staates schließt aber eine konsumtive Anspruchshaltung nicht aus. Forderungen an den Staat, mehr für die Jugend zu tun, finden eine Dreiviertel-Mehrheit; nur jeder Zehnte ist hier mit den Leistungen des Wohlfahrtsstaats Bundesrepublik zufrieden.⁴³ Besonders die ostdeutschen und die weiblichen Befragten zeigen sich stark auf den Staat fixiert.⁴⁴ Bei der Dringlichkeit der zu bewältigenden politischen Probleme hat die Arbeitslosigkeit (78 % »großes Problem«) der Umweltzerstörung (67 %) übrigens den Rang abgelaufen. In Ostdeutschland rangiert auch die Kriminalitätsbekämpfung (70 %) vor dem Umweltschutz.⁴⁵ Bei der Lösung der »wichtigsten Probleme in den nächsten zehn Jahren« trauen die Jugendlichen (14–24jährige) Wissenschaft und Technik, Wirtschaftsunternehmen und Bürgerinitiativen mehr Kompetenz zu als den Parteien.⁴⁶ Bei überproportional sinkender Wahlbeteiligung unter den jungen Erwachsenen und schwindendem politischen Interesse (»stark« noch bei 27 % in West- und 18 % in Ostdeutschland) gilt die politische Sympathie einer absoluten Mehrheit den Parteien der Linken (SPD 25 %, Grüne 20 %, PDS 6 %); nur jeder fünfte steht CDU/CSU (19 %) oder FDP (2 %) nahe. Knapp 30 % sympathisieren mit »gar keiner Partei«, und eine Zweidrittel-Mehrheit meint, »keinen fähigen Politiker« zu kennen.⁴⁷ 13 % geben sogar an, Politiker zu hassen.⁴⁸ Auf die politische Systemzufriedenheit scheint die Politikverdrossenheit (noch) nicht stark durchzuschlagen, denn für vier von fünf jungen Deutschen (unter 30 Jahren) ist »unsere Gesellschaftsordnung wert, verteidigt zu werden«; bei »Militäraktionen zur Verteidigung Deutschlands« würden allerdings nur 19 % mitmachen.⁴⁹

6. Nationalbewußtsein: D-Mark und Bier statt Goethe und Grundgesetz

Beim Nationalgefühl unterscheiden sich West- und Ostdeutsche stark: von der 14–27jährigen in den alten Bundesländern ist nur jeder zweite »stolz darauf, Deutscher zu sein«, in den neuen Ländern aber eine Zweidrittel-Mehrheit. Überdurchschnittlichen Nationalstolz haben Männer sowie Jugendliche mit niedrigem Bildungsabschluß und die eher Unengagierten.⁵⁰ Andererseits fühlen sich die Westdeutschen und die formal höher Gebildeten in etwas größerer Zahl »in Deutschland wohl« (90 % gegen 82 % im Osten). Der Nationalstolz gründet sich wesentlich auf die ökonomische Stärke Deutschlands. Auf die Frage: »Worauf kann man als Deutscher stolz sein?«, werden »deutsche Produkte« (47 %) und

»die Leistungen der deutschen Wirtschaft« (41 %) am häufigsten genannt; »Goethe und Schiller« und »das Grundgesetz« (jeweils 31 %) folgen erst nach dem »sozialen Netz« und der »Wiedervereinigung« auf Rang fünf und sechs.⁵¹ Wenn sie das Wort »Deutschland« hören, denken die Jugendlichen zuerst an D-Mark (79 %), Mercedes Benz (54 %) und Bier (53 %).⁵² Wenn aber schon die »Generation Kohl« – die meisten haben keinen anderen Bundeskanzler erlebt – ihre nationale Identität pekuniär definiert, verspricht die Einschmelzung der D-Mark in einer europäischen Einheitswährung noch problematisch zu werden.

In der Mitgliedschaft Deutschlands in der Europäischen Union sieht die junge Generation jedoch im Gegensatz zur Gesamtbevölkerung mehr Vorteile als Nachteile (54 %). Zwei von drei jungen Leuten interessieren sich für »Europa« – ein Anstieg um 14 % in den letzten drei Jahren! Die Überzeugung, daß »wir viele Aufgaben nur im Rahmen der EU lösen können«, wird von drei Vierteln geteilt. 84 % prognostizieren, daß die Bedeutung der EU weiter zunehmen wird.⁵³ Im Vergleich zu den anderen Mitgliedsstaaten hat Deutschland mit 16 % allerdings auch eine überdurchschnittlich große Minderheit an ausgesprochenen EU-Gegnern, besonders im Osten.⁵⁴ Dort geht das ausgeprägtere Nationalgefühl auch mit einer distanzierteren Haltung gegenüber Ausländern einher: 23 % der jungen Ostdeutschen, aber nur 7 % der jungen Westdeutschen erklären: »Ich mag Ausländer nicht besonders.«⁵⁵ Junge Erwachsene (25–29jährige) in den neuen Bundesländern weisen mit Abstand die geringste Akzeptanz des hohen Ausländeranteils in Deutschland auf: Nur 31 % finden es »in Ordnung«, daß hierzulande »viele Ausländer« leben. Die Erleichterung des Zugangs zur deutschen Staatsbürgerschaft findet in Westdeutschland mit sinkendem Alter wachsende Zustimmung, im Osten tritt die gegenläufige Tendenz auf: Je jünger, desto häufiger die Ablehnung.⁵⁶ Für 22 % der ostdeutschen Jugendlichen (14–17jährige) ist es »nicht denkbar«, einen Ausländer als Freund zu haben. Daß tatsächlich zwei Drittel der jungen Westdeutschen, aber kaum ein Viertel der Ostdeutschen einen ausländischen Freund haben, hängt allerdings mit dem stark unterschiedlichen Ausländeranteil in den alten und neuen Bundesländern zusammen.⁵⁷

7. Vom antikapitalistischen Kommunarden zum leistungsbereichen Familienmenschen?

Erfreulichere Befunde – jedenfalls auf den ersten Blick – melden die Meinungsforscher in den Lebensbereichen Beruf – Arbeitswelt – Wirtschaft. »Fünf Jahre nach der deutschen Wiedervereinigung zeichnet sich

in den neuen Bundesländern das Bild einer zuversichtlichen Generation mit Willen zur Leistung ab. Die jungen Ostdeutschen sind selbstbewußt geworden und von sich überzeugt, eigene Ziele in der Marktwirtschaft durchsetzen zu können.⁵⁸ Für mehr als 40 % (West: ca. 33 %) ist der Beruf wichtiger als die Freizeit; gegenteiliger Meinung – die Freizeit ist wichtiger als der Beruf – ist jeder fünfte Westdeutsche, aber nur jeder zehnte Ostdeutsche.⁵⁹ Auch die Anforderungen an eine berufliche Tätigkeit werden unterschiedlich akzentuiert: Im Westen suchen junge Menschen häufiger »Spaß« (75 % zu 65 % im Osten) und eine »interessante Tätigkeit« (45 % zu 34 %), im Osten eher Sicherheit (61 % zu 44 % im Westen) und »viel Geld« (53 % zu 39 %). Der am häufigsten genannte Traumberuf ist im Westen ein künstlerischer (15 %), im Osten ein handwerklicher (11 %).⁶⁰ Insgesamt stimmt es aber nachdenklich, daß die Frage: »Was bedeutet für Sie Arbeit?« von jedem zweiten jungen Deutschen mit »Geld« beantwortet wird, während sich nur 22 % für »Erfüllung« entscheiden (Karriere: 10 %).⁶¹ Die erhöhte Leistungsbereitschaft ist in erster Linie nicht durch ein regeneriertes Pflichtenethos oder stärkere Sinnerfahrung, sondern durch den wachsenden Wunsch nach materiellem Wohlstand und sozialem Aufstieg motiviert.⁶²

Im Vergleich der Lebensbereiche Familie und Beruf spricht sich mehr als die Hälfte der unter 30jährigen für die Gleichrangigkeit aus. Daß die »Familie wichtiger« sei, sagt jeder dritte Westdeutsche, aber nur jeder fünfte Ostdeutsche. Eine stärkere berufliche Orientierung zeigt sich vor allem bei jungen Menschen in den städtischen Gebieten der neuen Bundesländer (24 %: »Beruf wichtiger« – West: 13 %).⁶³ Die berufliche Entwicklung der Frauen wird im Osten etwas stärker akzeptiert, auch wenn die Familie dabei zurückzustehen hat. Die traditionelle Rollenverteilung: »Der Mann ist voll berufstätig, die Frau übernimmt ganz oder überwiegend Hausarbeit und Kindererziehung«, wird von 32 % der männlichen und 26 % der weiblichen Jugendlichen (15–20jährige) als »wünschenswert« betrachtet.⁶⁴ Andererseits erklären über 90 % der jungen Deutschen in West und Ost für die Erziehung der Kinder Mutter und Vater als »beide gleich« zuständig.⁶⁵ Die gewünschte Kinderzahl liegt im Westen höher: Hier wollen nur 16 % kein oder nur ein Kind, im Osten aber 38 %; drei oder vier Kinder möchten im Westen 25 %, im Osten nur 8 %.⁶⁶ Dies könnte allerdings, neben finanziellen Gründen, damit zusammenhängen, daß die Elternschaft in den neuen Bundesländern schon früher einsetzt – das ideale Heiratsalter liegt hier niedriger⁶⁷ – und ihre beschwerlichen Seiten von mehr Befragten schon erfahren wurden. Ein Single-Dasein ziehen übrigens nur 7 % der jungen Deutschen der Familiengründung vor, weitere 7 % wollen »in einer Wohngemeinschaft leben«.⁶⁸ Ehe (von 75 % erstrebt) und Familie (85 %) sind insgesamt die

unbestrittenen Leitbilder der privaten Zukunftspläne junger Menschen. Insofern kann hier von einem »Werteverlust« nicht gesprochen werden. Wie bei der Bejahung von Demokratie und Rechtsstaat ist damit allerdings noch nichts über die Akzeptanz von Normen und Tugenden ausgesagt, die erst dazu befähigen, das als wertvoll Erkannte auch erfolgreich und dauerhaft zu leben. Der schon konstatierte Hedonismus, der auch – nach den europäischen Wertestudien – im gewachsenen Wunsch nach vollständiger sexueller Freiheit (18–24jährige 1981: 42 %, 1990: 53 %) zum Ausdruck kommt, sowie die Auflösung der traditionellen Aufgabenteilung in Ehe und Familie bergen jedenfalls einigen Konfliktstoff.

8. Vom engagierten Pessimismus zum desengagierten Optimismus

Von Pessimismus im Hinblick auf ihre persönliche Zukunft zeigt sich Deutschlands Jugend anno 1995 nicht angekränkelt. Auf die »No-Future«-Generation der frühen 80er Jahre ist spätestens mit Beginn der 90er Jahre eine »Go-Future«-Generation⁶⁹ gefolgt, die mit ihrem Leben zufrieden ist (West: 95 %, Ost: 85 %)⁷⁰, »eher zuversichtlich« (44 %) statt »düster« (7 %) in ihre persönliche Zukunft schaut und sich selbst zu 84 % als »Optimisten« bezeichnet. Doch auch dieses Meinungsbild muß nuanciert werden. Fragt man die jungen Deutschen nämlich nach ihrer Prognose für »die Zukunft unserer Gesellschaft«, so äußern sich 54 % »eher zuversichtlich«.⁷¹ »Daß in unserer Gesellschaft im großen und ganzen alles in Ordnung ist«, finden nur 8 % im Westen und 3 % im Osten. Jeweils zwei Drittel sehen »in unserer Gesellschaft zur Zeit eine Reihe von größeren Problemen«. So weit, so unspektakulär. Wenn aber jeder Vierte in den alten und jeder Dritte in den neuen Bundesländern schon heute »eine schwere Krise« konstatiert (West: 18 %, Ost: 27 %) oder unsere Gesellschaft gar »auf eine Katastrophe« zusteuern sieht (West: 8 %, Ost: 7 %), dann besteht zum Überschwang offenbar kein Anlaß.⁷² Die Generation der »89er« (Claus Leggewie) ist eben *auch* eine skeptische, nüchtern kalkulierende Jugend, obgleich der von ihren engagiert-pessimistischen Vorläufern in den frühen 80er Jahren beschworene Weltuntergang einstweilen abgesagt werden mußte.

Was also kennzeichnet die »Kinder der Blumenkinder«? Sie haben die Abkehr ihrer Eltern von den christlichen Kirchen mit- bzw. weiter-vollzogen; sie haben auch das Mißtrauen gegen (staatliche) Institutionen und Autoritäten, die Bereitschaft zur Regelverletzung, den »Antifaschismus« und die Einrichtung im linken »juste milieu« geerbt. Sie sind aber unpolitisch, unengagierter, leistungs-, karriere- und konsumorientier-

ter, mit dem politischen und ökonomischen System der Bundesrepublik einverstandener und insgesamt recht zufrieden. Sie haben den Affekt gegen die Nation nicht übernommen, aber auf die Wiedervereinigung des Vaterlandes ohne nationalen Überschwang reagiert. Europa sollte an ihnen nicht scheitern. Sie haben die »sexuelle Revolution« nicht weiterpropagiert, aber möchten auf die errungenen Freiheiten auch nicht verzichten – ebensowenig allerdings auf die Geborgenheit in Ehe und Familie. Sie werden bis zum Jahr 2005 zwei bis drei Billionen Mark an Vermögen erben und es ihren Eltern – hoffentlich – danken. Immerhin fühlen sie sich ja von denen zu 63 % »liebvoll und liberal« und nur zu 18 % »streng, autoritär« erzogen.⁷³

Ob sie die grundgesetzliche Demokratie, die von ihren Großeltern »in Verantwortung vor Gott und den Menschen« gegründet wurde, bewahren, gegen innere und äußere Feinde verteidigen und mit Vitalität und Humanität erfüllen können, mag bezweifeln, wer glaubt, daß ein Rechtsstaat letzten Endes auf klare Maßstäbe für gut und böse angewiesen ist, die ihre volle Geltungskraft nur aus einer transzendenten Rückbindung gewinnen können.

Alle bekundete Demokratiebejahung, Gewablehnung, Ausländer- und sonstige Menschenfreundlichkeit nützt wenig, wenn sie nicht kognitiv wie emotional tief begründet ist: »Ein naives Bewußtsein ist ausreichend, solange Windstille herrscht. Stellen die Stürme der Zeit es jedoch in Frage, dann erweist es sich als hilflos gegenüber dem Ansturm der Dissidenten, weil es in sich nicht gefestigt ist.«⁷⁴ Solche Stürme blieben der Bundesrepublik bisher erspart. Und so muß sich jedes ihrer »Kinder« – 68er wie 89er – Wolfgang Schäubles Frage gefallen lassen: »Vor die existentielle Notwendigkeit, sich zusammenzureißen, sich aufzurappeln, sahen sich die Deutschen zuletzt nach dem Krieg gestellt, als es galt, daß Land nach der völligen Zerstörung mit vereinten Kräften wieder aufzubauen«; den folgenden Generationen »ging es so gut, daß sie kaum Widerstände zu überwinden hatten, sich kaum gegen etwas durchsetzen mußten. Wenn man sich vergegenwärtigt, was Leute in früheren Zeiten geleistet haben, unter welchen Bedingungen und Voraussetzungen, was sie und wogegen sie sich durchsetzen mußten, dann kommen wir um das Eingeständnis nicht herum: dagegen sind wir arme Würstchen. Wer könnte denn heute etwa die Kraft eines Dietrich Bonhöffer oder Graf Stauffenberg aufbringen?«⁷⁵

ANMERKUNGEN

- 1 Alfred-Herrhausen-Gesellschaft für internationalen Dialog, Jugend und Gesellschaft. Ergebnisse einer Erhebung unter Jugendlichen im Alter von 14–24 Jahren durch das Institut für angewandte Sozialwissenschaft (Infas). Frankfurt a. M. 1994, S. 9.
- 2 So der gleichnamige Aufsatz von Jürgen Em, in: *Arbeitgeber* 47 (1995), S. 744–750.
- 3 Institut für empirische Psychologie: »Wir sind o.k.!« Stimmungen, Einstellungen, Orientierungen der Jugend in den neunziger Jahren. Die IBM-Jugendstudie. Köln 1995.
- 4 E. Noelle-Neumann/R. Köcher, Die verletzte Nation. Über den Versuch der Deutschen, ihren Charakter zu ändern. Stuttgart 1987.
- 5 Allensbacher Archiv, IfD-Umfrage Nr. 5092 vom Februar 1994: Westdeutschland 24 %, Ostdeutschland 17 %.
- 6 G. Schmidtchen, Ethik und Protest. Moralbilder und Wertkonflikte junger Menschen. Mit Kommentaren von L. Roos und M. Seitz. Opladen 1992.
- 7 L. Roos, Wertüberzeugungen und Wertkonflikte junger Menschen. Ergebnisse einer Strukturuntersuchung. Köln 1993, S. 6.
- 8 Interview in: *Die Welt* v. 12. September 1994.
- 9 H. Busch, Eine neue Wertedebatte. Die parteiübergreifende »Werteinitiative 93«, in: *Gesellschaftspolitische Kommentare* 34 (1993), S. 365 f.
- 10 Zitat n. H. Reul, Gewalt unter Jugendlichen. Das Scheitern der antiautoritären Erziehungsideologie, in: *Die Welt* v. 20. April 1993, S. 7.
- 11 Vgl. *Der Spiegel* v. 13. und v. 18. April 1993 sowie FAZ v. 14. und v. 15. April 1994.
- 12 Hamburg 1992, S. 191.
- 13 Allensbacher Archiv, IfD-Umfrage Nr. 5087 vom November 1993.
- 14 W. Bürklin/M. Klein/A. Ruß, Dimensionen des Wertewandels. Eine empirische Längsschnittanalyse zur Dimensionalität und der Wandlungsdynamik gesellschaftlicher Orientierungen, in: *Politische Vierteljahrsschrift* 35 (1994), S. 579–606, hier S. 603.
- 15 Vgl. P.M. Zulehner/H. Denz, Wie Europa lebt und glaubt. Europäische Wertestudie. Düsseldorf 1993.
- 16 G. Pickel, Dimensionen religiöser Überzeugungen bei jungen Erwachsenen in den neuen und alten Bundesländern der Bundesrepublik Deutschland, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 47 (1995), S. 516–534, hier S. 519.
- 17 Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.), Jugendliche und junge Erwachsene in Deutschland. Ergebnisse einer repräsentativen Bevölkerungsumfrage in den alten und neuen Bundesländern, durchgeführt beim Institut für praxisorientierte Sozialforschung (IPOS). Mannheim 1995, S. 46, 48.
- 18 G. Pickel, a. a. O., S. 522.
- 19 Allensbacher Archiv, IfD-Umfrage Nr. 5075 vom Januar 1993.
- 20 IBM-Studie, a. a. O., S. 121.
- 21 Vgl. Deutscher Bundestag, Bericht über die Situation der Kinder und Jugendlichen und die Entwicklung der Jugendhilfe in den neuen Bundesländern – 9. Jugendbericht –, Dezember 1994, S. 213.
- 22 J. Neander, Jugend im Brennpunkt, in: *Die Welt* v. 2. April 1993.
- 23 G. Pickel, a. a. O., S. 521.
- 24 IBM-Studie, a. a. O., S. 122.
- 25 Vgl. G. Pickel, a. a. O., S. 524.
- 26 Allensbacher Archiv, IfD-Bericht Nr. 3760/I, Vertrauenskrise der Kirche? Eine Repräsentativerhebung zur Kirchenbindung und -kritik. Allensbach 1989, S. 21.
- 27 R. Köcher, Nachhut oder Vorhut? Dem Christentum mangelt es an Selbstbewußtsein und Strahlkraft, in: FAZ v. 5. April 1995, S. 5.

- 28 E. Noelle-Neumann, Die Schweigespirale. Öffentliche Meinung – unsere soziale Haut. Frankfurt a. M./Wien/Berlin 1982; A. Püttmann, In der Spirale des Schweigens, in: *Rheinischer Merkur* v. 26. Oktober 1990, S. 27.
- 29 A. Püttmann, Ziviler Ungehorsam und christliche Bürgerloyalität. Konfession und Staatsgesinnung in der Demokratie des Grundgesetzes. Paderborn u. a. 1994, bes. S. 251 ff.; B. Grom, Soziales Engagement und Konfessionsverbundenheit. Was neuere Umfragen lehren, in: *FAZ* v. 22. Juni 1994, S. 8.
- 30 G. Schmidtchen, a. a. O., S. 171.
- 31 Allensbacher Archiv, IfD-Bericht Nr. 3728, Weitergabe des Glaubens. Einflüsse auf die Tradierungschancen des Glaubens in der Familie. Allensbach 1988, S. 38.
- 32 Allensbacher Archiv, IfD-Umfrage Nr. 5066 vom Juni 1992 (Basis: 991 Westdeutsche).
- 33 B. Schneider/K. Schönbach/D. Stürzebecher, Journalisten im vereinigten Deutschland. Strukturen, Arbeitsweisen und Einstellungen im Ost-West-Vergleich, in: *Publizistik* 38 (1993), S. 353–382, hier S. 375.
- 34 Institut für praxisorientierte Sozialforschung (IPOS), Einstellungen zu aktuellen Fragen der Innenpolitik 1995 in Deutschland. Ergebnisse jeweils einer repräsentativen Bevölkerungsumfrage in den alten und neuen Bundesländern. Mannheim 1995, S. 55 ff.
- 35 IPOS, Jugendliche und junge Erwachsene, a. a. O., S. 93.
- 36 Ebd., S. 97.
- 37 R. Köcher, Individuum gegen Gesellschaft, in: *Die Polizei* 2/1986, S. 53–58, hier S. 54.
- 38 Emnid-Umfrage im *Spiegel*, a. a. O., S. 72.
- 39 Ebd., S. 68.
- 40 IBM-Studie, a. a. O., S. 66.
- 41 Vgl. H. Schneider, Politische Partizipation – zwischen Krise und Wandel, in: U. Hoffmann-Lange (Hrsg.), Jugend und Demokratie in Deutschland. DJI-Jugendsurvey 1. Opladen 1995, S. 275–336, hier S. 304, 306.
- 42 IPOS, Einstellungen zu aktuellen Fragen, a. a. O., S. 40 ff.
- 43 IBM-Studie, a. a. O., S. 150.
- 44 IPOS, Jugendliche und junge Erwachsene, a. a. O., S. 87.
- 45 IBM-Studie, a. a. O., S. 110 f.
- 46 Herrhausen-Gesellschaft (Infas), a. a. O., S. 43.
- 47 IBM-Studie, a. a. O., S. 106 f.
- 48 Emnid-Studie, a. a. O., S. 77.
- 49 Ebd., S. 70, 84.
- 50 IBM-Studie, a. a. O., S. 102; IPOS, Jugendliche und junge Erwachsene, a. a. O., S. 88 f.
- 51 Emnid-Studie, a. a. O., S. 68.
- 52 Ebd., S. 83.
- 53 IBM-Studie, a. a. O., S. 52.
- 54 Vgl. J. Em, a. a. O., S. 749.
- 55 IBM-Studie, a. a. O., S. 23.
- 56 IPOS, Einstellungen zu aktuellen Fragen, a. a. O., S. 86, 88.
- 57 IPOS, Jugendliche und junge Erwachsene, a. a. O., S. 105 ff.
- 58 H.-J. Beyer, Die Generation der Vereinigung. Meinungen der Jugendlichen in den neuen Bundesländern. Köln 1995, S. 7.
- 59 U. von Wilamowitz-Moellendorff, Beruf und Arbeitswelt im Leben der jüngeren Generation (Arbeitspapier der Konrad-Adenauer-Stiftung). St. Augustin 1995, S. 18.
- 60 IBM-Studie, a. a. O., S. 19 f.
- 61 Emnid-Studie, a. a. O., S. 84.
- 62 So E. Noelle-Neumann im *Focus*-Interview vom 15. Mai 1995, S. 58.
- 63 U. von Wilamowitz-Moellendorff, a. a. O., S. 20 f.

- 64 9. Jugendbericht, a. a. O., S. 263.
65 IPOS, Jugendliche und junge Erwachsene, a. a. O., S. 43.
66 Ebd., S. 42.
67 IBM-Studie, a. a. O., S. 57.
68 Ebd., S. 55.
69 Vgl. den *Focus*-Titel vom 15. Mai 1995 sowie den Sammelband: Informedia-Stiftung für Gesellschaftswissenschaften und Publizistik (Hrsg.), *Go-Future. Wir brauchen eine optimistische Generation*. Köln 1995.
70 IPOS, Jugendliche und junge Erwachsene, a. a. O., S. 5.
71 Emnid-Studie, a. a. O., S. 91.
72 IPOS, Jugendliche und junge Erwachsene, a. a. O., S. 91.
73 IBM-Studie, a. a. O., S. 54.
74 R. Wassermann, *Die Zuschauerdemokratie*. München/Zürich 1989, S. 62.
75 W. Schäuble, *Und der Zukunft zugewandt*. Berlin 1994, S. 57.